

Brief aus Indien

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 14

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

das Fallen der letzten Steine einer Scheidewand, die ein böser Geist einst zwischen ihnen aufgerichtet hatte.

Konrad hatte schon bei der Ankunft mit fast vorlegender Bestimmtheit erklärt, er wolle noch vor Karfreitag wieder reisen. Vielleicht hat er, kirchlichen Bräuchen gegenüber bedürfnislos, einem Ostern in der Heimat aus dem Wege gehen wollen. So verabschiedete er sich denn am Abend des inhaltsschweren Tages mit dem Bedeuten, er werde im Nachbardorf übernachten, dort am andern Morgen einen Frühzug nehmen und vielleicht nach Wochen wiederkommen.

Es kam der Karfreitagmorgen. Die Schwestern hatten einen weiten Kirchweg. Sie wanderten ihn zum erstenmal seit langer Zeit zusammen. Nicht, daß sie schon ganz ein Herz und eine Seele gewesen wären. Aber sie liefen doch nicht, wie früher, getrennte Wege. Suchten sich noch nicht ihre Worte, so taten es vielleicht doch die Gedanken, die ein Höherer lenkt wie Wasserbäche. Die Predigt tat ihnen die Herzen auf für den, der für uns starb, uns mit Gott und untereinander auszuföhnen.

Sie blieben zum Abendmahl und es schlug an ihre Seelen der Ruf des Eingangswortes: „So prüfe sich auch darüber ein jeder, ob er seinen Beleidigern von Herzen verzeihe, wie Jesus vergeben hat!“ Was sie dabei fühlten, konnte niemand wissen als der Allwissende, der hineinsieht in der Herzen verborgenste Falten.

Es war aber doch schon etwas, daß sie, obwohl der Menschenmenge wegen getrennt in der Kirchenbank sitzend, zum Gang an den Tisch des Herrn sich schweifterlich zusammenfanden.

Auf dem Heimweg sollte den beiden eine große Ueberraschung werden. So still, wie sie gekommen waren, zogen sie wieder heimwärts, nur jetzt in anderer Stimmung. Einmal unterbrach die Ältere das Schweigen und sagte:

„Wir werden dies Jahr ein wehmütiges und doch schönes Ostern haben.“

„Einverstanden!“ rief auf einmal eine kräftige Männerstimme hinter ihnen. Erschrocken wandten sie sich um. Doch aus Staunen wurde Freude. Der Bruder, den sie ferne wähnten, war ihnen leise auf dem Fuß gefolgt. Er war, ungesehen von den Schwestern, mit im Gotteshaus gewesen.

„Es geht halt“, sagte er, „nicht immer wie wir berechnen und planieren. Nach meinem früheren Plan müßt' ich jetzt über alle Berge sein. Ich kam aber doch nicht fort. Es nahm mich einfach herum. Es war, als führe ein Unsichtbarer mich zurück und dahin, wo ich innerlich gesunden sollte. Ich war geraume Zeit vor Zugsabfahrt im Dorf, lief an der Kirchhofmauer hin und hörte die Osterglocken läuten. Sie erzählten mir von schönen Kindheitstagen und vom Vater und — ich glaube, von heiligen Dingen, die gleichsam für mich auf irgend einem Meeresgrunde lagen. Haltet mich nicht für einen Heuchler, wenn ich euch sage: ‚Mir war als hört ich den selber rufen, dem zu Ehren heut' die Glocken in allen Ländern läuten. So kam ich in die Kirche und auf den Platz, wo sonst mein Vater saß, ich weiß nicht wie. Und hab' ich nun den ersten Schritt getan, so will ich den zweiten und dritten auch noch tun. Ich geh' mit euch nach Haus und bleibe, so lang ihr mich nötig habt!“

Sie verlebten ein Osterfest wie nie mehr seit ihren Kindertagen. Sie ließen sich's nicht nehmen ein gemeinsames Mahl im Vaterhaus zu halten. Die jüngere Schwester holte ihren Mann und auch die Kinder, und die Ältere lud des verstorbenen Vaters Schwester noch zu Tische.

Daß sie guter Dinge waren, braucht der Erzähler nicht zu sagen. Und auch das andere nicht, daß der Vater oben am Ehrenplatz des Tisches saß, ob sie ihn schon nicht mit leiblichen Augen sahen, und daß seine Augen voll Herzensgüte und Sonnenschein waren, wie einst in seinen besten Tagen.

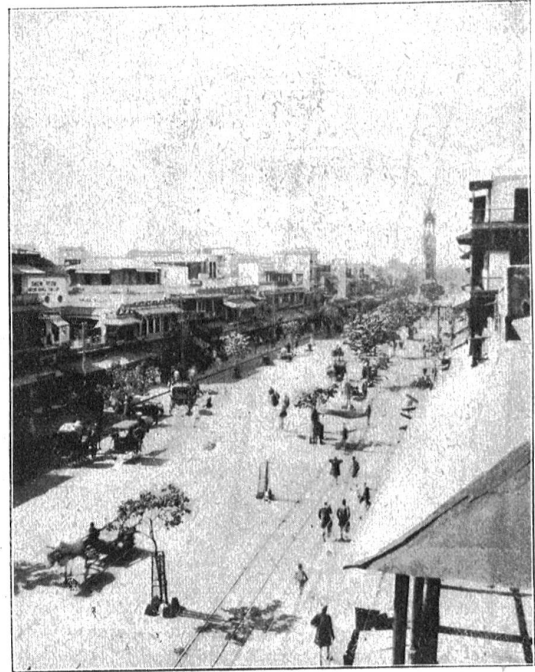
Aus „Glückauf der Heimat zu!“ Verlag Helbling & Lichtenhahn, Basel.

Brief aus Indien.

Delhi, im Februar 1926.

Liebe Berner Woche!

Von der indischen Hauptstadt wollte ich Dir heute erzählen. Nun erwartest Du wohl schimmernde Marmor-



[Die Chandi Chouk in Delhi.

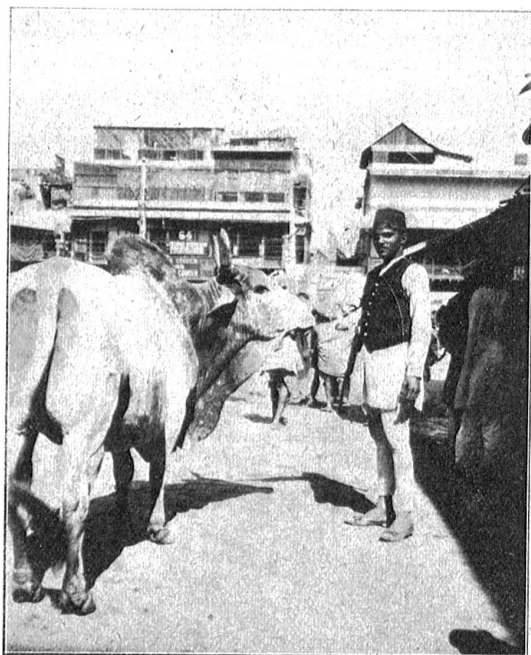
paläste, Palmengärten, in denen seidengewandete Prinzen lustwandeln, erwartest Staatselefanten und Goldkarossen, breite Straßen und farbiges Leben.

Du wirst enttäuscht sein! Ein paar Tausend Holz- und Steinhäuser, hingeworfen wie es dem lieben Gott, oder Allah dem Großen und seinem Prophet, oder irgend einer der vielen Hindu-Gottheiten gerade gefiel. Ein wahrer Irrgarten von engen winkligen Gäßlein und eine einzige große Hauptstraße, die „Chandi Chouk“ — die Straße der Silberschmiede, die einmal ebenso berühmt gewesen sein soll, wie der Broadway in New-York, das „Unter den Linden“ in Berlin und die „Cannedièrre“ in Marseilles — das ist das heutige Delhi.

Es ist eine junge Hauptstadt, erst 1911 anlässlich der Krönung des Königs Georg V. von England zum indischen Kaiser wieder in alte Rechte eingesetzt. Aber es ist zugleich eine uralte Hauptstadt, vor dem jetzigen haben sechs alte Delhis gestanden, jedes einer andern Periode, jedes einem andern Herrscher zugehörig.

Große Straßen weiter Ebene liegen südlich von der heutigen Kapitale, unfruchtbares Land, mit dürrem Gras und stacheligem Raktus bewachsen. Dort haben sich während mehr als 1000 Jahren gewaltige Heere immer und immer wieder geschlagen und jedem Sieg folgte die Zerstörung der alten und der Aufbau einer neuen Hauptstadt, noch schöner, noch großartiger, noch uneinnehmbarer als die vorhergehende. Der Boden ist mit dem Blute von Hunderttausenden getränkt und so mit Trümmern besät, daß sich bis heute noch keine Pflugschar daran gewagt hat. Schatale und Snänen streichen nachts durch das hohe Gras und ihr Geheul dringt weit hinüber in die Neustadt. Ein wildes, hungriges Geheul, denn rar ist heute die Beute, die in verflossenen Jahrhunderten das wilde Getier in Scharen dorthin gelockt.

Tagsüber aber weiden magere Kühe auf seltenen grünen Grasflecken. Touristen rasen in Autos vorbei — ein Blick hier und dort, ein halbes Hinhören nach dem, was der Führer erklärt — sie waren dort und haben's gesehen! Selten, daß sich einer Zeit nimmt, daß einer sitzt und



Die „heiligen“ Ochsen in den Straßen von Delhi.

sinnt. Und wäre doch so viel zu sinnem. — Das erste Delhi, von dem man keine Ahnung hatte, wenn nicht eine Tafel auf grasbewachsenem Trümmerhaufen von seinem Vorhandensein erzählte. Das zweite Delhi des Kutab-ud-din, dessen gewaltige, 80 Meter hohe Siegessäule, der Kutab Minar, eines der imposantesten Bauwerke aller Welt und aller Zeiten ist. Delhi Nummer 3 des Tukulagh Shah, Bastion an Bastion, mit ausgetrockneten Seen und weiten Verteidigungswerken, mit aus schweren Granitquadern ausgeführten Treppen und Eingängen und dem wohlbefestigten Grab, das sich der alte Krieger, eines gewaltigen Todes gewiß, noch zu Lebzeiten gesichert hat.

Nach ihm hat Firoz Shah ein neues Delhi aufgeführt, Firozabad geheißen und kurz darauf Sher Shah und Humayun, der Sohn des großen Kaisers der Mogulen, Barber, der sich im sechzehnten Jahrhundert von Afghanistan her das halbe indische Reich untertan machte. Humayuns Großsohn aber, Shahjehan, demselben, der die wundervolle Taj Mahal in Agra (ich spreche darüber später einmal) gebaut, verdanken wir das lieblichste aller Delhis, dessen Mittelpunkt, der Palast, noch heute als Fort Delhi in unvergleichlicher Schönheit dasteht. Eine Inschrift in Persisch, an einem der Torbögen in der großen Audienzhalle angebracht, gibt wieder, was sie damals von Shahjehans Residenz gedacht:

„Gibt's ein Paradies auf Erden,
So ist es dies, so ist es dies, so ist es dies.“

Von den Marmorhallen des Fortes und seinen Blumen-
gärten zur Chandi Chouk sind's nur ein paar Minuten. Aber man erträgt den Umschwung kaum. Dort all die Pracht und Kunst des Ostens in ihrer Vollendung, gepaart mit westlicher Kunstfertigkeit — italienische und französische Künstler haben bei der Ausschmückung mitgeholfen. Hier wetteifern Ost und West an Geschmacklosigkeit und Vernachlässigung. Vom Westen die steifen, hohen Steingebäude, die Wellblechdächer, der rote Unter-Steinbaukasten-Zeitglockenturm, die ganze scheußliche Gradlinigkeit — vom Osten der hoffnungslose Schmutz und Dunst und Zerfall.

Einmal soll's anders gewesen sein. Da haben weitaftige Bäume die ganze Straßenmitte beschattet. Unter ihnen saßen die Silberschmiede und schafften und klopfen. Die Frucht- und Gemüsehändler priesen ihre appetitliche Ware an, der „Sweetmeatman“, der indische Confitteur, rollte seinen Teig und wehrte den Fliegen, die zu Tausenden seine klebrigen „Güeki“ angriffen und des Tuchhändlers Stoffe hingen wie Spinnweben so fein von den Bäumen.

Heute ist das alles verschwunden. Die eingebornen Händler sind rechts und links in ihre wellblechbedachten Buden hinter dem Trottoir zurückgedrängt und haben zum Teil ganz europäische Ladeneinrichtung. Schrill tönt die Glocke eines innen und außen von Schmutz starrenden Trams, in das kein Europäer je sitzen würde, durch das Gewimmel. Autos wirbeln den schon bedenklichen Staub noch mehr auf. Karrentreiber hauen ihre übergeduldigen Ochsen und gemächlich, alle Regeln des Verkehrs mit souveräner Berachtung behandelnd, ziehen herrenlose Ochsen und Kühe quer über die Straßen und Trottoirs. Von den Autoführern verflucht, von den Karrentreibern mit der Peitsche verjagt, von den Fußgängern gestoßen oder auch ängstlich gemieden, schlendern sie die Straße entlang oder liegen breit über dem Trottoir und dehnen sich in der Sonne. Was will man? Sie sind dem Hindu heilig und niemand würde auch nur daran denken, sie ernstlich wegzutreiben.

So ungefähr sieht die Hauptstadt des indischen 350-Millionenreiches aus. Soll man sich darüber freuen, daß etwa 6 Kilometer südwärts auf altem historischem Boden, nun nochmals ein Delhi, das achte, entsteht? Ausgedehnte Regierungsgebäude, bestimmt, dem indischen Parlament und seinem großen Stab, dem Vizekönig und dem ganzen politischen Apparat der Engländer zu passenden Quartieren zu verhelfen, nachdem sie sich so lange mit ungenügenden Provisorien abgefunden. Ein immenses Unterfangen, Milliarden kostend und dem Indier, der es als Geldverschwendung ansieht, ein Dorn im Auge.

Hunderte von Delhi-Bildern möchte ich Dir zeigen. Ich wähle die naheliegendsten und vielleicht grad deshalb interessantesten — die Chandi Chouk in einem Moment, wo der Verkehr nicht eben groß und einen der „heiligen“ Ochsen, ein wohlgenährtes Prachtsexemplar. Meine andern „Helgeli“ siehst Du dann hoffentlich einmal, wenn ich wieder daheim bin.

Dein Bernermeitschi auf Reisen.

Steinerbubs Ostern.

Die Schwandhoffinder kauerten auf der Schneeglöckleinwiese draußen. Es waren die Konfirmantin Frieda, ihre jüngere Schwester Anna und der achtjährige Friedli. Des Knaben Schulkamerad und Spielgast vom Schwandbäuschen, der Steinerbub, half dienstbeflissen mit, saftiggrüne Blattbänder in das gemeinsame Körbchen zu sammeln. Heute wurden die lichten Blüten, die wie unzählige Schneepelkentröpfchen an den schlanken Stielen hingen, einfach übersehen. Es mußten die Ostereier mit Blättern umwickelt werden, und die Mutter brauchte ihrer viele, und rascher als sofort, hatte sie gesagt. Friedli, der als Jüngster im Osterhasenglauben gelassen und bestärkt worden war, wußte dem Steinerbub viel von diesem seltsamen Hasen zu erzählen. Er habe, rühmte er, im Vorjahr das Osternest unten an der Gartenmauer in eine Nische gebettet, mit langen, dünnen Mauergräsern ausgepolstert und mit Kerbelblättern umkränzt. Niemand als seine Mutter und er hätten um das Nest gewußt.

„Aber wie konnte es denn der Hase finden?“ warf der Steinerbub verwundert ein.

„Das ist ein ganz besonders schlauer Hase, der Osterhase,“ entgegnete Friedli.

„Und fürchtet er den Bären nicht?“

„Einem Osterhasen darf kein Hund etwas zuleide tun.“